

LESEPROBE
Tanja Noy: Todesruhe

Originalausgabe
Copyright © 2015 by MIRA Taschenbuch in der Harlequin Enterprises GmbH,
Hamburg

Band 25802

1. KAPITEL

Sie wusste, dass sie so schnell wie möglich von hier verschwinden musste. Dass sie in Gefahr schwebte und verloren war, wenn er erst auf sie aufmerksam wurde. Sie musste laufen. Doch gerade als sie sich abwenden wollte, stand er auf einmal wie aus dem Boden gewachsen vor ihr und sah auf sie hinab. In seinen Augen war nicht die Spur eines Gefühls zu erkennen und als er sprach, war seine Stimme genauso kalt wie seine Augen: „Was machst du hier?“

Sie probierte ein tapferes Lächeln. Es misslang. „Nichts. Ich ...“ Sie brach ab. Ich bin das Licht, er ist der Schatten, dachte sie bei sich. *Wäre ich in meinem Zimmer geblieben, hätte ich ihn nicht getroffen. Nicht jetzt. Nicht hier. Wäre ich immer das brave Mädchen geblieben, zu dem man mich erzogen hat, dann wäre ich überhaupt nicht hier gelandet.* Aber für Reue war es nun zu spät. Sie war hier, an diesem Ort namens ‚Mönchshof‘, einer geschlossenen psychiatrischen Klinik, in der alle kranken und verlorenen Seelen der Stadt begraben waren. Bildlich gesprochen. Ein düsterer, trostloser Ort. Wie jeder Einzelne hier gelandet war, war eine lange Geschichte, aber sie wusste genau, dass die Geschichte hier enden würde - vielleicht nur für einige von ihnen. Vielleicht aber auch für sie alle. Auf jeden Fall war das die finsterste Nacht ihres Lebens. In jeder Hinsicht. Die Mondsichel vor dem vergitterten Fenster versteckte sich hinter einer dicken Wolkendecke, sie konnte kaum etwas erkennen, aber sie sah ihn, wie er sie von oben bis unten musterte, ehe er eine leichte Kopfbewegung machte. „Warum bist du nicht in deinem Zimmer?“

„Ich bin ... gerade auf dem Weg dorthin.“ Sie überlegte, ob es vielleicht doch noch nicht zu spät war wegzulaufen. Oder wie lange es wohl dauern würde, bis jemand käme, wenn sie anfang zu schreien? Eindeutig zu lange. Nein, wenn ihr an ihrem Leben etwas lag, dann musste sie tapfer weiterlächeln und hoffen, dass er sie

gehen ließ. Beide könnten sie dann wieder zurück in ihre trostlosen kranken Leben kehren. Er in seins, sie in ihres. Und so lächelte sie tapfer weiter. Das Lächeln erwiderte er jedoch immer noch nicht. Er betrachtete sie nur weiterhin aus diesen starren Augen, die so kalt waren, als wäre überhaupt kein Leben in ihnen. Sie spürte sein Misstrauen, seinen Argwohn und ihre Angst bekam nun einen Geschmack, eine Konsistenz, und brannte in ihrer Kehle wie Galle, während er herauszufinden versuchte, ob sie etwas gesehen hatte. Und wenn ja, was? Er schien das Risiko abzuwiegen, das von ihr ausging. Dann zischte er: „Wenn du was sagst, bist du tot.“

Sie antwortete nicht mehr, sondern wandte sich um und rannte los.

Stefan Verseemann begriff zuerst nicht, was draußen vor sich ging.

Er war gerade auf der Toilette gewesen, nun wusch er sich die Hände, als er mit einem Mal reglos inne hielt und aufsaß. Für einen kurzen unklaren Moment war er davon überzeugt, draußen auf dem Flur etwas gehört zu haben.

Er verließ das Badezimmer, öffnete die Tür zum Flur einen Spalt und schaute hinaus. Und da war tatsächlich etwas. Ein verschwommener Schatten, der über den Flur zu schweben schien.

Verseemann hielt die Luft an und ärgerte sich, dass er seine Brille nicht aufhatte.

Vielleicht der Geist Annegrets? War das etwa ein schwarzer Umhang gewesen, den er gesehen hatte? Elisa Kirsch erzählte ständig davon, dass Annegret Lepelja nachts durch die Flure der Klinik geisterte. Allerdings war Elisa auch permanent auf Tranquilizern.

Wie idiotisch, dachte Verseemann nun. *Geister*. Natürlich gab es keine Geister. Traue nichts und niemandem, nur deinem nüchternen Verstand. Damit schloss er die Tür wieder und legte sich zurück in sein Bett. Es war ein Mensch gewesen, den er dort draußen gesehen hatte, dessen war er sich nun sicher. Und dieser Mensch war natürlich nicht geschwebt, er war lautlos gerannt.

Oder doch nicht?

Doch die tote Annegret?

Verseemann seufzte auf. Auf einmal war er sich überhaupt nicht mehr sicher. Auf einmal war er sich nicht einmal mehr sicher, ob er überhaupt etwas auf dem Flur gesehen hatte.

Er seufzte leise auf. War das der Wahnsinn, von dem alle sprachen?

Aus dem Tagebuch von Annegret Lepelja, 1881

Wär's abgetan, so wie's getan ist, dann wär's gut. Nun, da ich wieder alleine bin, gestehe ich mir ein, dass ich zur Mörderin geworden bin. Oder Vollstreckerin, so wie Svetlana es mir auftrug.

Vielleicht bin ich nur närrisch, doch sind meine Gedanken derart leuchtend bunt gefärbt, dass es mich überrascht, dass die Welt sie nicht aus meinem Schädel bersten sieht. Ich hoffe, dass diese Gedanken wieder ruhiger werden, wenn ich sie laut ausspreche, während niemand mich hört. Ich muss sie tief in meinem Inneren begraben. Denn dies ist eine riskante Zeit und ich brauche Nerven wie aus Stein gemeißelt.

Die Gefahren wurden vor der Tatvollbringung sorgfältig abgewogen. Doch woher sollte ich wissen, wie hätte ich mir je vorstellen können, wie es wäre, es so tot vor mir liegen zu sehen? So still.

Es ist das Beste, nicht mehr daran zu denken.

Jetzt ist es an der Zeit, an mich selbst zu denken. Vorsichtig und vor allem ruhig zu sein. Mir ist kein Fehler unterlaufen. Und so muss es bleiben. Ich werde meine Gedanken tief in meinem Herzen begraben, damit niemand sie hört.

Dies war Kind Nummer eins.

2:18 Uhr

„Können Sie schon wieder nicht schlafen, Frau Kirsch?“ fragte Felix Effinowicz mit einem leichten Anflug von Gereiztheit. Er war hundemüde und hatte noch beinahe vier Stunden Nachtdienst vor sich.

Elisa Kirsch, ein Spatz von einer Frau, gerade mal 1,55 m groß, die irgendwann früher in einem Ensemble Ballett getanzt hatte, trug schon wieder ihre bunten Gummistiefel unter einem langen Nachthemd und einer offenen Strickjacke. „Den hier hat sie nach mir geworfen!“ sagte sie und hielt ihm einen dunklen Keramikaschenbecher unter die Nase, der aussah wie ein Hundenapf. „Sehen Sie? Die eine Seite ist ganz abgesplittert. Das ist passiert, als er auf den Boden gefallen ist.“

„Ich verstehe“, sagte Effinowicz, hin und hergerissen zwischen dem Wunsch sie einfach zu ignorieren und dem Pflichtbewusstsein, seinen Job zu machen, was beinhaltete, ihr zuzuhören, irgendwie Verständnis zu zeigen und sie wieder zurück in ihr Bett zu bekommen. Das Pflichtbewusstsein siegte. „Der Aschenbecher ist also

durch die Luft geflogen ...“

„Ich hätte die anderen Teile aufheben sollen, oder?“ machte Elisa erschrocken. „Hab ich nicht dran gedacht.“ Sie begann, ihre Strickjacke bis zum Kinn zuzuknöpfen, als würde ihr das etwas mehr Zeit geben, um diese Information zu verarbeiten.

„Ist schon in Ordnung. Ich werde gleich danach sehen. Und jetzt gehen Sie wieder ins Bett.“

Elisa dachte nicht daran. „Ich habe gesehen, wie er hoch in der Luft geschwebt ist! Und dann ist er direkt auf mich zugeflogen. Richtig gerast, verstehen Sie?“ Sie zuckte zur Seite, als würde das Ding erneut auf sie zufliegen. „Er war schnell. Richtig schnell!“

„Okay.“ Efficowicz gähnte. „Und jetzt gehen Sie zurück in Ihr Zimmer und legen sich wieder schlafen.“

Elisa blinzelte. „Sie glauben mir nicht! Natürlich glauben Sie mir nicht! Aber ich weiß, was gerade passiert ist! Ich weiß es!“

„Ja. Davon bin ich überzeugt.“

„Denken Sie nicht, Sie wären stärker als sie. Sie fordert, was ihr zusteht.“

„Elisa, gehen Sie jetzt ...“

„Sie ist hier, ich weiß es. Aber Sie begreifen es nicht.“

„Das macht nichts“, sagte Efficowicz. „Ich bin es gewohnt, dass ich manches nicht begreife. Und jetzt gehen Sie wieder in Ihr Zimmer, sonst muss ich nachhelfen.“

Elisa hob das Kinn und machte sich davon, allerdings ließen ihre heftigen Wortsalven dabei keinesfalls nach: „Dich wird sie sich auch noch holen, wenn du hier weiter große Töne spuckst! Was glaubst du denn? Dass du stärker bist als sie? Und meine Tabletten geben sie mir auch nicht! Aber ich weiß, was ich gesehen habe! Ich weiß es!“

Efficowicz ließ sich schwer auf einen der Stühle im Pflegerzimmer sinken und murmelte: „Ich brauche dringend einen Kaffee.“

*

Das ganze Zimmer stank nach Tod.

In dem Augenblick, in dem Julia es betreten hatte, hatte sie bereits das Schlimmste befürchtet. Und sie hatte Recht behalten. Nun stand sie da und versuchte sich zu sagen, dass das, was sie da vor sich sah, nicht die Wirklichkeit

war.

Aber es war die Wirklichkeit.

Die nächste Frage, die Julia sich stellte, war, wie lange der Mann hier schon so daliegen mochte? Sie wusste es nicht, aber es waren sicher schon ein paar Stunden. Eine Fliege summte an ihrem Ohr. Mit dem Handrücken wischte sie sie weg. Ihr Herz pochte derart heftig, dass es in ihrem Brustkorb schmerzte.

Warum immer ich? Warum verdammt noch mal immer ich?

Die unausgesprochene Frage hallte in Julias Kopf nach.

Wenn sie etwas nicht, und überhaupt nie mehr, gebrauchen konnte, dann das. Deshalb begann sie bereits in der nächsten Sekunde abzuwiegen, was nun zu tun war und was sie sich erlauben konnte zu unterlassen: Sie konnte Alarm schlagen, hier bleiben und auf die Polizei warten. Oder sie konnte wegschauen, leise wieder verschwinden und darauf warten, dass jemand anders die Leiche fand. Diese Gedanken ballten sich merkwürdigerweise nicht in ihrem Kopf zusammen, sondern darüber, jedenfalls fühlte es sich so an, und drohten, sich auf sie fallen zu lassen wie ein nasser Sack Zement.

„Oh, mein Gott!“

Erschrocken fuhr Julia herum.

Hinterher sollte sie sich noch oft an Susannes Augen erinnern, die so geweitet waren, dass die Pupillen die ganze Iris einzunehmen schienen, angesichts des Unfassbaren, das da vor ihnen auf dem Bett lag.

Susanne wollte einen Schritt auf die Leiche zugehen. „Ist er tot?“

Schnell hob Julia eine Hand. „Bleib wo du bist. Du könntest Spuren hinterlassen oder verwischen.“ Auf die gestellte Frage antwortete sie erst gar nicht. Denn dass der Mann tot war, daran gab es nun wirklich keinen Zweifel. Einer ihrer Mitpatienten, der nun nicht mehr existierte. Er würde nicht mehr im Speiseraum an einem der Tische sitzen. An keiner Gruppensitzung mehr teilnehmen. Vor allem aber würde dieser Mann nie wieder die Sonne vor dem Fenster sehen können. Denn davon abgesehen, dass er tot war, hatte er auch keine Augen mehr. Lediglich zwei blutige, leere Höhlen starrten noch an die Decke.

„Was um Himmels willen ...“ Susanne sah aus, als würde sie sich jeden Moment übergeben.

Julia schluckte ebenfalls, riss sich aber zusammen und sammelte sich. Die Entscheidung war gefallen. „Wir brauchen die Polizei“, sagte sie. „Schnell.“

Kriminalhauptkommissarin Charlotte Gärtner hasste Überraschungen, weshalb sie ihr Möglichstes tat, um sie zu vermeiden. Doch Gott hatte an diesem Tag andere Pläne.

Und dabei hatte alles so verheißungsvoll begonnen. Gerade wollte sie es sich in ihrem Liegestuhl im Garten bequem machen, bereit den Beginn ihres freien Tages zu genießen, die Musik aus dem Radio dudelte leise, und die frühe Morgensonne schien bereits jetzt auf sie herab, als hätte jemand einen himmlischen Scheinwerfer eingeschaltet.

Charlotte fühlte sich aus Zeit und Raum geschoben und war absolut zufrieden. Ja, das war sie wirklich. Sie wusste, dass sie vielleicht etwas überholt wirkte für ihre fünfundvierzig Jahre, mit dem dünnen Blümchenschal, den sie irgendwann einmal auf einem Flohmarkt erstanden hatte und seitdem immer trug, den blonden kurzen Haaren, dem dicken Hintern und den stämmigen Beinen, aber das war nichts gegen ihren Mann - vielmehr Ex-Mann -, den sie vor kurzem in der Stadt getroffen hatte. Er hatte ausgesehen wie ein alternder Playboy, mit schlecht sitzendem Toupet und viel zu buntem Hemd über einem unmöglich zu übersehenden Bierbauch. Um ein Haar hätte Charlotte laut aufgelacht, es sich dann aber verkniffen und stattdessen ihn und das junge Ding mit dem übertriebenen Make-up und dem viel zu engen, kurzen Rock begrüßt, das er mit sich herumschleppte.

Vorbei. Das hatte sie hinter sich. Keine schlaflosen Nächte mehr, keine feuchten Augen. Sie dachte darüber nach, sich noch eine weitere Tasse Kaffee zu holen, um dann in aller Ruhe die Zeitung zu lesen und dem Summen der Bienen zuzuhören.

Doch kaum hatte sie die Küche betreten, klingelte das Telefon und ihre gute Laune verflog schlagartig. Niemand rief sie um diese Zeit an ihrem freien Tag an, nur um ein bisschen zu plaudern. Sie sah sich um und stellte fest, dass sich gerade jetzt, in diesem Augenblick, eine Wolke vor die Sonne schob und es dadurch draußen im Garten mit einem Schlag düster wurde.

Mit einem resignierten Seufzer schritt Charlotte über die Fliesen der Küche, hinaus in den Flur, und nahm den Hörer ab. Sie hätte es wissen müssen. Sie war schon viel zu lange bei der Polizei, als dass sie noch an einen perfekten Tag geglaubt hätte.

Und, wie gesagt, Gott hatte an diesem Tag andere Pläne.

Die Straßen waren erstaunlich leer, deshalb dauerte die Fahrt in ihrem roten BMW Z3 nur knapp zwanzig Minuten. Den Wagen hatte Charlotte auf dem Gipfel ihrer

Krisenstimmung nach der Scheidung erworben, als sie etwas brauchte, um sich die Laune aufzubessern. Das hatte auch gute drei Wochen funktioniert, danach kam sie sich nur noch albern vor, weil das auffällige Auto ständig angestarrt und kommentiert wurde, vor allem von ihrer Mutter, die süffisant bemerkte, wie lächerlich es doch war, wenn eine Person, der es kaum gelang, die einzelnen Kleidungsstücke ihrer Garderobe aufeinander abzustimmen, einen so auffälligen Sportwagen fuhr. Trotzdem hatte Charlotte es bis jetzt noch nicht über sich gebracht, den Wagen wieder zu verkaufen.

Um 8:44 Uhr parkte sie ihn nun also auf dem großen Schotterparkplatz vor der psychiatrischen Klinik Mönchshof, die umgeben war von einer hohen Ziegelmauer. Einlass bot lediglich ein nicht weniger hohes, schmiedeeisernes Tor, das jedoch verschlossen war.

Charlotte nahm sich einen Moment Zeit, um sich umzusehen. Das alte Kloster, das sich hinter Ziegelmauer und Tor befand, wirkte schlicht und nüchtern. Nichts wies heute mehr darauf hin, dass hier vor rund siebenhundert Jahren einmal Mönche gelebt hatten, außer der Tatsache, dass es nun mal ein ehemaliges Kloster war. Es erinnerte auch nichts mehr daran, dass dieses Kloster irgendwann überfallen und geplündert und die Mönche an den Außenmauern aufgeknüpft worden waren. Und auch nicht daran, dass es danach für sehr lange Zeit unbewohnt geblieben war. Erst seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde es wieder benutzt, seitdem befand sich eine geschlossene Psychiatrie darin.

Charlottes Blick fiel auf den großen Park hinter dem schmiedeeisernen Tor, eine wirklich beeindruckende Anlage. Auf endloser Rasenfläche erhoben sich alte Ulmen, elegante Ahornbäume und ausladende Rhododendren. Zwischen Blumenrabatten schlängelten sich kleine Wege dahin. Ganz hinten entdeckte sie einen Ententeich. Und noch weiter hinten einen kleinen Friedhof.

Am Tor war ein Schild befestigt mit der Aufschrift:

Psychiatrischer Bereich. Bitte klingeln. Unbefugte haben keinen Zutritt.

Charlotte tat wie geheißen und drückte auf die Klingel, was ein kratzendes, metallisches Schrillen provozierte, das ihr durch Mark und Bein ging.

Als nichts geschah, klingelte sie noch einmal und dieses Mal tönte es aus der Gegensprechanlage: „Ja?“

„Kriminalpolizei. Machen Sie bitte auf.“

Es summte, Charlotte packte den rauen Eisengriff, betrat die Anlage und folgte

dem schmalen Weg, der sie zum Hauptgebäude führte.

Auch hier hing wieder ein Schild, das sie dazu aufforderte zu klingeln. Sie tat wie geheißen und kurz darauf ertönte eine weitere Stimme durch die Sprechanlage.

Noch einmal erklärte Charlotte wer sie war und was sie wollte und die Tür wurde geöffnet.

Im Inneren der Klinik war die nächste Tür, auf die Charlotte zutrat, eine schwere Eichentür, die jedoch nur angelehnt war. Dahinter war die Stimme einer Frau zu hören, die mit einer Art wütender Präzision fluchte: „Verdammt! Verdammt! Und noch einmal verdammt!“

Dann die Erwiderung eines Mannes mit noch recht junger Stimme: „Warum nimmst du dir nicht ein gleich Messer und stichst es mir zwischen die Rippen, Heide?“

Dann wieder die Frau: „Jan, du weißt, wir brauchen hier jeden Mann. Aber ich muss mich auf dich verlassen können. Und die Frage ist: Kann ich das?“

„Du konntest dich noch immer auf mich verlassen.“

„Du musst etwas tun.“

„Man muss einen Grund haben, um etwas zu tun.“

Charlotte hob die rechte Hand und klopfte damit kräftig gegen die Tür, ehe sie mit schnellem Schritt hindurch trat.

Das Erste, was ihr entgegenschlug, war der Geruch von Schweiß und ... Kohl. Kohl? Charlotte schnüffelte. Tatsächlich. Kohl.

Eine kräftig gebaute Frau stand mit dem Rücken zu ihr. Der junge Mann, mit dem sie gerade gesprochen hatte, lehnte an der Wand, die Hände in den Hosentaschen einer weißen Hose. Beide wandten sich um und blickten Charlotte aufmerksam entgegen.

„Kann ich Ihnen helfen?“ fragte die Frau und Charlotte stellte fest, dass sie sehr blass war. Aufgrund ihrer durchdringenden dunklen Augen wirkte sie noch weißer, beinah milchig hell, und ihre große, römische Nase verstärkte ihre hochmütige Ausstrahlung noch.

„Mein Name ist Charlotte Gärtner“, sagte Charlotte. „Mordkommission.“

„Ja. Natürlich.“ Die Stimme der Frau klang nun wieder ruhig und sachlich, und verriet nichts mehr von der Wut, die sich gerade eben noch darin manifestiert hatte.

„Und wie ist Ihr Name?“ wollte Charlotte von ihr wissen.

„Heide Sacher. Ich bin eine der Pflegerinnen. Das dort ist mein Kollege Jan.“

Der junge Mann, Ende Zwanzig, höchstens 1,70m groß und sehr schmal, mit hellbraunem Haar und modischem Schnitt, zog die rechte Hand aus der Hosentasche und machte einen Schritt auf Charlotte zu. „Jan Jäger.“ Kurz reichten sie sich die Hand.

„Bitte folgen Sie mir“, sagte Heide Sacher dann in Charlottes Richtung und drehte sich dabei so schnell um, als habe sie Rollen unter den Füßen. Beinahe lautlos ging sie den Flur entlang, wohingegen Charlotte regelrecht hinter ihr herpolterte und Mühe hatte, mit ihr Schritt zu halten.

Sie arbeiteten sich durch eine Traube von Menschen, die sich im Flur versammelt hatten und überall im Weg herumstanden. Patienten, natürlich. Und immer wieder dieser fürchterlich muffige Geruch aus Schweiß, Kohl und ... Angst.

„Wann genau wurde der Tote gefunden?“ wollte Charlotte von Heide Sacher wissen.

„Vor etwa einer Stunde.“

„Und von wem?“

„Von zwei Patientinnen.“

Charlotte speicherte diese Aussage auf ihrem internen Notizzettel. „Ich nehme an, Sie machen hier die Frühschicht?“ fragte sie weiter.

„Ja.“

Charlotte hatte immer noch Mühe, der Pflegerin zu folgen. „Mit wie vielen Kollegen arbeiten Sie in einer Schicht?“

„Nur mit Jan.“

„Und wer hat das Verbrechen bei uns gemeldet?“

„Das war ich.“

Charlotte wollte noch etwas fragen, als sie einen Schatten hinter sich bemerkte. Jemand folgte ihnen lautlos. Sie wandte sich um und stellte fest, dass es sich um einen alten Mann handelte, der fest eine Babypuppe in den Armen hielt. Tief durchatmen, sagte sie sich. Und einfach ignorieren. Sie wandte sich wieder Heide Sacher zu. „Ist Ihnen in letzter Zeit etwas Ungewöhnliches auf der Station aufgefallen?“

Die Pflegerin blieb stehen und verschränkte die Arme vor der Brust. „Hier passieren jeden Tag die ungewöhnlichsten Dinge, Frau Kommissarin. Wir befinden uns immerhin in einer Psychiatrie. Bitte schön. Das hier ist Zimmer Nummer 9. Ihre Kollegen haben sich bereits eingefunden. Entschuldigen Sie mich jetzt bitte wieder.“

Die Arbeit wird nicht weniger, die Patienten sind völlig durcheinander, und wie Sie wissen, sind wir nur zu zweit.“ Das Lächeln, das daraufhin folgte, war flüchtig und enthielt nur wenig Freundlichkeit. Und kurz darauf war Heide Sacher auch schon wieder verschwunden.